



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Köppen, Fedor von: Erinnerungen aus dem polnischen
Insurrektionskriege in der preußischen Provinz Posen im Jahre 1848

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

einem Atem als die Bundesgenossen und Kampfgenossen gegen die Staatsstreichverschwörung gepriesen worden sind!

Oder sollte das Exempel doch nicht stimmen? Sollte Mommsens Gutmütigkeit und politische Unschuld nur von Herrn Dr. Barth zu einer Abonnementsreklame für die „Nation“ gemißbraucht worden sein, wobei zugleich noch für die „Vossische Zeitung“ ein Bürstenabzug als Primeur abfiel? Und soll der von Bebel als Verräter beschimpfte Eugen Richter auch zu dieser Waffenbrüderschaft gehören?

Die Ehrfurcht vor dem Gelehrten Mommsen verbietet die allzuscharfe Kritik, die hier am Platze wäre. Aber sein Rezept würde Deutschland nicht retten, sondern dem Untergange weihen, die Verfassung nicht vor dem Staatsstreiche sichern, sondern der Notwendigkeit einer Änderung ausliefern. Mommsen selbst hat die Grenzlinie bezeichnet, die im politischen Meinungskampfe die Geister scheidet. Diese Grenzlinie zieht „das anscheinend unzerstörbare dynastische Gefühl des deutschen Volkes.“ Was uns noch retten kann, liegt diesseits dieser Grenzlinie, jenseits liegt, was uns nicht retten kann. Wir zweifeln nicht, daß auch Mommsen es vorziehen wird, seinen Platz diesseits zu nehmen.



Erinnerungen aus dem polnischen Insurrektionskriege in der preußischen Provinz Posen im Jahre 1848

Von Fedor von Köppen

Das Jahr der politischen Aufregung in Deutschland 1848 hatte auch in der ehemals polnischen Bevölkerung der preußischen Provinz Posen Hoffnungen auf Wiederherstellung ihrer alten polnischen Wirtschaft und Libertät oder — sagen wir besser — ihrer polnischen Anarchie erweckt. Die nach dem Straßenkampf in Berlin aus dem Zellengefängnis in Moabit freien entlassenen und amnestierten Polen, darunter Ludwig von Mieroslawski und Dr. Libelt, gründeten nun in der Stadt Posen ein sogenanntes „polnisches Nationalkomitee,“ das die Reorganisation der Provinz Posen leiten, d. h. ihre Losreißung von dem preußischen Staat planmäßig betreiben sollte. Als die Regierung endlich gegen dieses Treiben einschritt, hatte die revolutionäre Bewegung in Posen schon solche Fortschritte gemacht, daß ihre Niederwerfung durch die Truppen ernste Kämpfe erforderte. Es handelte sich nicht um eine Erhebung und Unterdrückung der polnischen Nation, nicht um eine Wiedererweckung des polnischen Reichs, wie man die Deutschen glauben machen wollte, es war nur das Todesröcheln, bei dem sich die hinsterbende Nation in Posen noch einmal zum Leben aufzurichten suchte. Da ich an diesen Kämpfen teilnahm und dabei meine Feuertaufe erhielt, so sei es mir erlaubt, hier einiges davon aus meiner Erinnerung zu erzählen.

Gleich nach meiner Entlassung aus dem Kadettenkorps war ich als Offizier einem der Regimenter zugeteilt worden (dem 7. Infanterieregiment), die in der Stadt und Festung Posen versammelt wurden. Die Stimmung unter der polnischen Bevölkerung der Stadt war sehr aufgeregte. Die Polen zogen mit der polnischen Fahne durch die Straßen und riefen die polnische Republik aus; sie rissen die preußischen Adlerschilder herunter oder verdeckten sie durch die darüber gehängte polnische Adlersfahne. Ich that in dem Landschaftsgebäude zu Posen meine erste

Offizierwache, da drang am Abend die Wilhelmsstraße herauf ein wüster Lärm. Aus dem tobenden Geheul von tausend Stimmen glaubte ich deutlich nur den immer wiederkehrenden Ruf: „Will sie heraus! Will sie heraus!“ zu unterscheiden. In der dadurch erweckten Meinung, daß es sich darum handle, einem von den tobenden Volkshaufen bedrohten weiblichen Wesen Schutz und Beistand zu leisten, sandte ich sofort eine Patrouille von meiner Wache nach der Gegend, woher der Lärm kam. Als diese lange wegblieb, übergab ich die Wache einem Unteroffizier und begab mich selbst nach einem Hotel nahe an dem Wilhelmsplatz, wo sich das lärmende und tobende Volk drängte, aber alle meine Bemühungen, näheres über die Ursache des Lärmens zu erfahren, blieben fruchtlos, weil die Leute hier alle polnisch sprachen, was ich nicht verstand. Einer der mir zunächst stehenden, an den ich mich wandte, sah mich erst eine Weile stumm und verwundert an, dann brüllte er mir überlaut in das Ohr: „Will se raus!“

Endlich gab mir ein deutsch sprechender Kellner aus dem nahen Hotel den gewünschten Aufschluß. „Der General von Willisen ist als Kommissar von der Regierung aus Berlin eingetroffen, um hier Frieden zu stiften, sagte er, und weil sie den nicht mögen, so wollen sie ihn mit einer Kanenmusik weggraulen, deshalb schreien sie: Willisen heraus!“ Ich gab der mitgenommenen Patrouille einen Wink, einen der Hauptschreier von „Will se raus“ neben mir zu arretieren. Dann begab ich mich mit meinem Gefangnen nach der Wache zurück und schickte über das Borgefallne eine Meldung an die Kommandantur.

Während noch die Kommissare der Regierung damit beschäftigt waren, auf der Landkarte eine imaginäre Demarkationslinie zwischen dem deutschen und dem polnischen Element in der Provinz Posen zu ziehen, hatte das polnische Nationalkomitee vier kleine Orte, Breschen (neuerdings viel genannt durch den Aufstand der polnischen Schulkinder), Schroda, Miloslaw und Kions zu Brennpunkten eines allgemeinen Aufstandes in der Provinz Posen bestimmt und unter der Leitung herbeigerufener französischer Ingenieure nach allen Regeln der Kunst mit Barrikaden, Schanzen, Behauen usw. zur Verteidigung einrichten lassen. Hier sammelte sich das durch allerlei Versprechungen verlockte Landvolk. Die meisten waren mit der alten polnischen Nationalwaffe, der gerade aufgerichteten Sense, bewaffnet, andre mit Schusswaffen. Unter jungen Edel-leuten wurden die Insurgenten einexerziert, von Geistlichen in der Kirche für die Befreiung Polens geweiht und für kugelfest erklärt.

Nach langem Zögern entschloß sich die preussische Regierung, die Insurrektion an ihren Hauptherden zu unterdrücken. Der Truppenkolonne, die zu diesem Zwecke gegen Kions gesandt wurde, war unser Bataillon zugeteilt.

Am 29. April morgens elf Uhr stand unser kleines Korps unter Oberst von Brandt gefechtsbereit an dem Wege von Schrimm, eine kleine Stunde von Kions. Unser abgesandter Parlamentär wurde mit Hohngeflächter und Schüssen abgewiesen. Da begann der Angriff. Während einige Geschütze auf einer Anhöhe nördlich von der Stadt abprokten und Granaten in die Stadt warfen, drangen die Kompagnien der Avantgarde unter Tirailleurgefecht in die Gärten und Höfe der Vorstadt ein. Unser Bataillon wurde vorgezogen und einige Schritte von dem stark verbarrickadierten Haupteingang (an der Schrimmer Straße) in einer Terrainmulde aufgestellt. Das an Heftigkeit zunehmende Kleingewehrfeuer ließ auf den hartnäckigsten Widerstand schließen, auf den unsre Avantgarde bei ihrem Vordringen durch die Höfe und Scheunen der östlichen Vorstadt gestoßen war. Die Aufgabe, die unserm Bataillon zufiel, war nicht leicht. Die Barrikade, die wir zu nehmen hatten, bestand aus einem Erdwall von zwei Metern Höhe, in ihrem Kern aus Mauerwerk und Feldsteinen mit darüber gelegten Baumstämmen, in die Schießscharten eingeschnitten waren. Die Besatzung der Barrikade — Büchenschützen und Kosseniere (Sensenmänner) — hielt unerschüttert aus, obgleich sie keinen andern Rückzug hatte, als in die Flammen, die in den mit Stroh und Schindeln gedeckten Scheuern der Vorstädte durch hineingefallne Granaten ausgebrochen waren und sich schnell von Dach zu Dach bis auf den Marktplatz verbreiteten.

Die vorderste der beiden gegen die Barrikade vorgeschickten Kompagnien wurde

von dieser Her und aus den Häusern zu beiden Seiten der Straße mit einem heftigen Feuer empfangen und löste sich nach und nach größtenteils im Straßen- und Häusergefecht auf. Die folgende geschlossene Kompagnie, bei der ich stand, nahm bei dem Einbiegen in die Hauptstraße, etwa hundert Schritt vor der Barrikade, das Gewehr zur Attacke rechts und ging im Sturmschritt unter dem Rufe: „Es lebe der Prinz von Preußen, hurra!“*) auf die Barrikade los. Die Kosseniere streckten uns, zum äußersten Widerstande entschlossen, ihre langen Sensen mit den kurzen scharfen Widerhaken zum Einhaken und Fortziehen der lebenden Leute über die Barrikade entgegen, während die Flammen schon zu ihren Häuptern emporloderten, aber schon blickten auch die Bajonette und Gewehrläufe der uns vorangegangenen Kompagnie aus den Fenstern und Dachlukn der seitwärts liegenden Häuser und machten eine längere Verteidigung der Barrikade unmöglich. Die Übersteigung des steilen Walles unter dem fortdauernden heftigen Feuer der Polen bot dennoch manche Schwierigkeiten und Gefahren. Sie wurde hauptsächlich an einer schmalen Stelle ausgeführt, die vorher als Durchlaß gedient hatte und erst im letzten Augenblick durch Karren, Balken und Gerümpel aller Art geschlossen worden war.

Dem von dem 7. Regiment mit der Erstürmung der Hauptbarrikade gegebenen Impulse folgten auch die andern an den Eingängen der Stadt kämpfenden Truppen. Von allen Seiten drangen jetzt die stürmenden Kompagnien in der innern Stadt bis auf den Marktplatz vor. Hier bot sich ihnen ein graufiges Bild. Auf dem Marktplatze knieten die von allen Seiten eingeschlossenen Polen zu mehreren Hunderten, die Sensen und Flinten vor sich niedergelegt zum Zeichen ihrer Unterwerfung, und reckten gnadeflehend ihre Hände zum Himmel empor, die meisten in ihren langen Kitteln, die Haare wild über die Stirn herab hängend, in Antlitz und Kleidern noch Spuren des mitgemachten Kampfes; andre in Schnurröcken, die Konföderiertenmütze in den Händen zusammenpressend, die Blicke trotzig auf den Boden geheftet.

Schon war es für Freund und Feind Zeit, die Stadt zu verlassen, die sich allmählich in ein wogendes Feuermeer verwandelte. Auf einem Platz angefaßt der brennenden Stadt wurden die Gefangnen gesammelt. Besonders Aufsehen erregte ein mitgefangner Priester, der in seiner Amtskleidung mit Wort und That an dem Straßenkampf teilgenommen hatte. Unser Bataillonskommandeur, Major v. G., wußte schon vorher von der Anwesenheit dieses Mannes auf oder hinter den Barrikaden von Kions und hatte vor unserm Ausmarsch zum Gefecht einen Champagnerthaler — so nannte er die Doppelmünze — als Belohnung für den ausgefetzt, der ihm diesen Priester als Gefangnen bringen würde. Als dieser nach der Beendigung des Gefechts dem noch zu Pferde sitzenden, grimmig dreinschauenden Major wirklich vorgeführt wurde in seinem theatralischen Aufzug, den Schleppefäbel am breiten Gurte über dem Ornate tragend und das Kreuz mit dem Rosenkranz in der Hand, konnte v. G. sich nicht enthalten, ihm, dem „reisenden Wolf in der Priesterkutte,“ eine auf seine Art mit Kraftausdrücken gespickte Straßpredigt zu halten, die dieser mit gesenktem und entblößtem Haupt über sich ergehen lassen mußte. Den Säbel ließ v. G. ihm abnehmen und legte ihn selbst an, um „die Waffe, die jener in Unehren geführt, wieder zu Ehren zu bringen.“ Als dann die Gefangnen aufbrechen sollten, um nach Posen transportiert zu werden, wandte sich der gedemütigte Priester an den Major mit der Bitte, daß man ihm die Vergünstigung gewähren möge, fahren zu dürfen, was aber v. G. mit einer Variante des bekannten Sprichworts: „Mitgefangen — mitgegangen!“ kurzweg abschlug. Dann, sagte der geistliche Herr, sehe er sich zu einem Geständnis genötigt, und er fügte mit gedämpfter Stimme nur für den Major eine Mitteilung hinzu, die auf diesen den Eindruck des Unerwarteten zu machen schien; denn er fuhr plötzlich mit verändertem Ton heraus: „I das wäre! Wenn das wahr ist, dann sind Sie ja trotz alledem in Ihrer Art ein Ehrenmann, mein Herr!“ — Er ließ einen Arzt

*) Der Prinz von Preußen, unser nachmaliger deutscher Kaiser Wilhelm I., war der allverehrte Chef des hier in Rede stehenden Infanterieregiments Nr. 7.

rufen, und nachdem dieser festgestellt hatte, daß der kriegsgefangne geistliche Herr, der — wie ich und die Mehrzahl meiner Kameraden — heute zum erstenmal im Feuer gewesen war, eine nicht unbedeutende Verwundung erhalten und die Kugel noch in der Wade sitzen habe, fuhr v. G. fort: „Das ändert die Sache, nein, Mann Gottes, Sie sollen nicht gehn, Sie sollen aber auch nicht fahren, Sie sind verwundet, Sie haben Ihre Feuerprobe — wenn auch auf der falschen Seite — doch gut bestanden, Sie sind in Ihrer Art ein Ehrenmann. Sie sollen Ihre volle Freiheit wieder erhalten, ich werde es verantworten. Kehren Sie heim! Predigen Sie Ihren Landsleuten den Frieden und sagen Sie ihnen, daß ich, der Major v. G., meine Gefangnen nobel behandle, wenn sie in ihrer Art Ehrenmänner sind.“

Noch harzte unser eine ernste Arbeit. Noch lagen unsre Toten an den Straßenecken und Barrikadentrümmern, wo sie gekämpft hatten. Es galt, ihnen ein Ehrengrab zu schaffen. Major v. G. ließ in der folgenden Nacht in der Nähe unsers Bivakplatzes zwei große Gräber graben, wo unsre Toten noch vor Tagesgrauen mit militärischen Ehren bestattet wurden. Die Stelle wurde durch ein einfaches hölzernes Kreuz bezeichnet. Jetzt mag sie kaum noch kenntlich sein:

Der Wanderer zieht vorüber,
Sieht nicht auf sie herab,
Der Pflüger pflügt hinüber,
Fragt nicht nach ihrem Grab.

Bei einem der Leichenhaufen, nahe an dem Schimmer Ausgang, lag ein Mann von vornehm schönem Antlitz, leichenblaß, bei dem es zweifelhaft schien, ob er schon tot, oder ob noch ein Funke Leben in ihm war; durch den geöffneten Rock sah man auf der Brust eine dreieckige, blutige Wunde, die augenscheinlich von einem preußischen Bajonette herrührte. Der Verwundete schlug die Augen matt zu den umstehenden Soldaten auf und gab mit einer schwachen Gebärde, die anfänglich nicht verstanden wurde, sein Verlangen nach einem kühlen Trunk zu erkennen. Ein Kamerad brachte eine Scherbe mit Wasser herbei, er hielt sie lange an die bleichen Lippen, diese zuckten nach einmal, aber der Verwundete hatte nicht mehr soviel Lebenskraft, den Labetrunk zu sich zu nehmen. Einige der umstehenden Offiziere kannten den Sterbenden: „Das war Dombrowski,“ sagte eine Stimme. Der Sprößling eines edeln polnischen Geschlechts war hier als Chef der polnischen Insurgentenbanden im Straßenkampf gefallen. Mir und meinen Kameraden schien es, als käme von seinen Lippen der alte Schmerzensruf Kosciuszkos *Finis Poloniae!* Die Worte hatten aber jetzt noch einen andern Sinn, als einst in dem Munde Kosciuszkos. Sie bedeuteten: Das Ende Polens ist beschlossen; Polen ist durch keinen Krieg und keinen Aufstand, durch keinen Reichstag und keine Verhandlung wieder herzustellen, aber ihr Erben der ehemaligen polnischen Nation, wollt ihr die Keime eurer künftigen Bedeutung und Wohlfahrt retten, so schließt euch ernst und aufrichtig an die überlegene Macht, der ihr angehört, und lernt von ihr, wie Religion und Gesittung, Arbeit und Pflichterfüllung, Gesetz und Freiheit den Frieden und den Fortschritt der Menschheit zu gemeinsamen großen Zielen fördern!

Von der Walstatt bei Kions brach unser Korps gegen Neustadt an der Warthe auf, wo ein Zusammentreffen mit andern Insurgentenhaufen zu erwarten war. Wie wir jedoch unterwegs erfuhren, waren diese sämtlich nach Miloslaw gezogen, einem Ort, der an diesem Tage (30. April) von einer andern Kolonne, bei der unser zweites Bataillon stand, angegriffen wurde. Nur ein Detachement unsers Korps wurde bei Neustadt über den Fluß gesetzt und gegen Miloslaw vorgeschoben. Den Verlauf des Gefechts bei Miloslaw setzen wir als bekannt voraus. Mangel an einheitlicher Führung und Unterschätzung des Gegners machten den preußischen Angriff auf den verschanzten Ort scheitern. Bei der Deckung des Rückzugs zeichnete sich unser zweites Bataillon aus, hatte aber leider auch schwere Verluste zu beklagen, darunter zwei allgemein geachtete und beliebte Kameraden, die Leutnants von Uthmann und von Gayette. Uthmann, dessen Name durch seine Zeichnungen (Bilder aus dem Leutnantsleben) in militärischen Kreisen auch weiter bekannt geworden war, war in der Stadt gefallen und zurückgelassen worden, doch wurde die Stelle,

wo er gefallen war, von verschiedenen Zeugen verschieden angegeben. Möglich, daß er schon verwundet gewesen war, als er die tödliche Wunde empfing, und daß von einigen schon der Platz seiner ersten Verwundung irrigerweise als die Stelle bezeichnet wurde, wo er gefallen wäre. Diese Unsicherheit der Angaben erregte bei der in Schweidnitz lebenden Mutter Zweifel, ob ihr Sohn wirklich gefallen oder ob er vielleicht doch noch am Leben sei, vielleicht irgendwo verborgen und gefangen gehalten werde, eine Vermutung, in der sie durch die Aussagen einer sogenannten Sonnambule, die damals in Leipzig viel von sich reden machte, bestärkt wurde. Diese sagte ihr, als Frau von Uthmann selbst zu ihrer Befragung nach Leipzig kam: „Dein Sohn lebt noch, aber sein Leben steht in großer Gefahr, er wird in dem letzten Quartier, das er am Tage vor jener Schlacht inne gehabt hat, von polnischen Kossentieren versteckt und gefangen gehalten. Schnelle Hilfe thut not.“ — Die unglückliche, getäuschte Mutter kam nun selbst nach Posen, aber das letzte Quartier ihres Sohnes war schwer zu finden — es war auf der Feldwache unter freiem Himmel gewesen. Sie bereifte nun alle Orte im Posenschen, wo ihr Sohn während des Krieges Quartier gehabt hatte, alles ohne Erfolg; sie kam nach Miloslaw, sie ließ durch Vermittlung der Militärbehörden noch am Abend ihrer Ankunft die große Grube auf dem Kirchhof öffnen, in die nach dem Gefecht die Gefallenen versenkt worden waren, sie ließ die Toten jenes Tages mit den zum Teil schon in Verwesung übergegangnen Jüngen noch einmal emporholen, sie leuchtete jedem einzelnen mit der flackernden Laterne in das starre Antlitz — er war nicht darunter. Die unglückliche Mutter reiste ohne jede Nachricht von ihrem Sohn wieder in die Heimat, sie überließ sich der schmerzlichen Täuschung, daß ihr Sohn noch lebe, auch noch fernherhin, nachdem die strenge amtliche Untersuchung das Gegenteil festgestellt hatte, bis zu dem Wiedersehen in einer andern Welt. — Leutenant v. Gayette war, durch mehrere Kugeln und Sensenhiebe schwer verwundet, bewußtlos und für tot in der Stadt zurückgelassen worden und wurde ebenfalls einige Zeit ganz vermißt. Als wir einige Tage darauf durch die Gegend von Miloslaw marschierten, wurde ein Offizier des Regiments in meiner Begleitung nach Miloslaw abgeschickt, Erkundigungen über Gayette einzuziehen. Wir fanden ihn endlich in guter Privatpflege. Zwei anmutige junge Polinnen in weißen Kleidern (der polnischen Nationaltrauertracht) saßen als seine treuen Pflegerinnen an seinem Lager und weigerten sich entschieden, den Kranken aus ihrer Pflege zu lassen, wofür dieser ihnen sehr dankbar zu sein schien. Im folgenden Jahre erlag er zu Meran, wo er Genesung gesucht hatte, seinen Wunden.

Der Erfolg von Miloslaw gab der Insurrektion neuen Aufschwung; aber auch auf der andern Seite wurde jetzt mehr Ernst gezeigt. Die beiden Kolonnen, die bei Kions und Miloslaw gefochten hatten, wurden zu einem Korps vereinigt, und die Operationen unter Leitung des Generals von Wedell wurden mit Nachdruck wieder aufgenommen. Mieroslawski, dessen Insurgentenkorps auf nahe an zehntausend Mann gewachsen war, war klug genug, einem abermaligen ernsthaften Zusammenstoß mit den Truppen auszuweichen, und wandte sich den ganz polnischen Grenzdistrikten im nordöstlichen Teile der Provinz zu, wohl in der Hoffnung, den Aufstand von hier aus nach Russisch-Polen hinüberzuspielen und durch Zuzug von dort unterstützt zu werden. Bittere Täuschung! Auch die russische Regierung hatte ihre Vorkehrungen getroffen. Die Grenze war durch einen Kosakenkordon abgesperrt worden, und in den russischen Grenzstädten Kalsch, Peisern usw. standen russische Truppen bereit, die etwa übertretenden Insurgentenhäufen sogleich in Empfang zu nehmen.

Für uns galt es unterdessen, den Spruch Turennes zu bewähren, daß die Taktik in den Beinen liege. Nach einigen Kreuz- und Querzügen über Gnesen, Trzemeszno, Mogilno, Witkowo hatten wir die Insurgenten endlich derart von allen Seiten umstellt und gegen die russische Grenze gedrängt, daß ihnen keine Wahl mehr blieb, als einen verzweifelten Kampf zu wagen oder die Waffen zu strecken. Ihre Anführer wählten das letzte, aber schon hatte ihr Wort keine Geltung mehr. Noch ehe die mit ihnen abgeschlossene Kapitulation zur Ausführung kam, löste sich die Mieroslawskische Armee von selbst auf. Die Leute schossen auf ihre eignen

Führer und liefen davon, oder sie warfen sich in die Wälder und trieben dort noch als Räuberbanden eine Zeit lang ihr Unwesen.

Schon auf dem Marsche unsers Bataillons nach dem Rendezvousplatz, wo der geschlossenen Kapitulation gemäß die gesamte polnische Insurgentenarmee angesichts der preussischen Truppen die Waffen strecken sollte, fiel eine solche Bande von etwa zehn bis zwölf Strolchen in unsre Hände, die in ihrer tierischen Verwilderung einen entsetzlichen Eindruck machte. Unser Major v. G. drohte, an ihnen ein furchtbares Beispiel aufzustellen. Er ließ die Strolche auf einem Ackerstück an der Landstraße niederkauern und kündigte ihnen an, daß sie durch ihren wiederholten Treubruch die Todesstrafe verwirkt hätten, die auch sogleich an ihnen vollstreckt werden sollte. Vorher ließ er ihre Personalkten aufnehmen. Dabei ergab sich, daß einer der Gefangnen Schuhmacher von Gewerbe war. Als der Major dies erfuhr, beschloß er, mit diesem eine Ausnahme zu machen, da „das ehrbare Schuhmacher-gewerbe ohnehin selten“ werde. Die Vollstreckung des Todesurteils an ihm sollte vorläufig sistiert werden; dafür sollte er sogleich ein Probestück seiner Geschicklichkeit ablegen und ein Paar wasserdichte Stiefel für ihn anfertigen. Er ließ sich auf der Stelle Maß dazu nehmen, ließ Material und Handwerkszeug durch einen Capitaine d'armes herbeibringen und hieß den Gefangnen sich in den Straßengraben niedersetzen und unter Bewachung eines Postens mit gespanntem Gewehr sofort seine Arbeit beginnen. Wenn er binnen zwei Stunden fertig wäre und die Stiefel sich in der That als wasserdicht bewährten, sollte er begnadigt, im andern Falle aber „erst recht“ totgeschossen werden, weil „ein Mensch, der nicht einmal sein Gewerbe verstehe, auf der Welt zu nichts nütze“ sei. Während der geängstigte Schuhmacher ans Werk ging, begab sich der Major zu seinen übrigen Gefangnen zurück und ließ unter Umkehrung ihrer Taschen ihren Vermögensbestand feststellen. Es ergab sich, daß die meisten nur im Besitz einiger Kupfermünzen waren, während andre gar nichts hatten. Nur einer, der Schreiber auf dem Gute eines polnischen Edelmanns gewesen war, hatte eine gefüllte Börse, in der sich über fünfzig Thaler vorfanden. „Ihr wollt Gütergleichheit haben — sagte v. G. —, vor euerm Tode soll sie euch werden,“ und ließ sogleich das Teilungsexempel machen. Damit konnte die Mehrzahl freilich einverstanden sein, und die vor Todesangst fast erstarrten Gesichtszüge der gefangnen Strolche belebten sich noch einmal mit unheimlichem Leuchten, als sie ihre Finger nach dem ihnen zugewiesenen Anteil an dem „Gemeingut“ ausstreckten, sie wußten nun ja, daß sie nicht ganz ohne bare Habe zum Himmel oder zur Hölle zu fahren brauchten.

Der Schuhmacher im Straßengraben hatte sich unterdessen sehr beeilt, durch Herstellung der wasserdichten Stiefel sein Leben in Sicherheit zu bringen. Noch ehe die gefetzte Zeit abgelaufen war, waren die Stiefel fertig, allerdings etwas plump aussehend, aber sie hielten die Probe aus, ließen keinen Tropfen Wasser durch. Der Major v. G. zog die Stiefel sogleich an und nickte ihrem Verfertiger seine Zufriedenheit zu, worauf dieser, eingedenk des erhaltenen Versprechens, sich anschickte, eiligst die Flucht zu ergreifen. „Halt! so war das nicht gemeint,“ rief der Major, aber in den plumpen, hochschäftigen Stiefeln mußte er jeden Versuch, ihm nachzusetzen, als vergeblich einstellen, und der Schuster wäre entwischt, hätten nicht auf den Wink des Majors einige von den umstehenden Mannschaften ihn wieder ergriffen und zurückgebracht. „So war das nicht gemeint, rief der Major ihm zu, als er zitternd wieder vor seinen Augen stand. Glaubt Er, daß ich, der Major v. G., mir ein Paar Stiefel bei Ihm bestellen werde, ohne die Rechnung zu bezahlen? Hier, nehm Er meine Schuldigkeit mit, und werde Er lieber ein ehrlicher Schuster als ein Strauchdieb!“ — Bewundert stich der Schuster den aufgezählten Arbeitslohn mit höflichem Dank ein und zog dann ungehindert vergnügt seines Weges.

Diese Freilassung ihres frühern Spießgenossen weckte neue Lebenshoffnung auch in den übrigen, die noch immer von einer Sektion mit gespannten Gewehren bewacht wurden. Als der Major wieder zu ihnen zurückkehrte, umfaßten sie gnadeflehend seine Kniee. Der Major, der im Ernst wohl nie daran gedacht hatte,

seine Drohung wirklich vollstrecken zu lassen, rechnete ihnen die ausgestandne Todesangst für die Strafe selbst an und schenkte ihnen großmütig die Freiheit, nachdem er sie hatte geloben lassen, daß sie fortan brave und rechtschaffne Menschen, treue und gehorsame Unterthanen werden und sich nie wieder auf den polnischen Revolutionschwindel einlassen wollten.

Der Feldzug war zu Ende, der Kriegszustand in der Provinz dauerte fort. Täglich wurden größere oder kleinere Patrouillen ausgesandt, das Land nach allen Richtungen zu durchstreifen, die Bevölkerung zu entwaffnen, die verstreuten Banden zu überfallen. Bei einer solchen Veranlassung hatte ich das Glück, einen der Führer des aufgelösten Insurrektionsheeres, auf den schon längere Zeit vergeblich gefahndet worden war, in Haft zu nehmen. Erst vor kurzem sorglos auf sein Landgut heimgekehrt, hatte er sich, als er Haus und Garten plötzlich von Husaren meiner Patrouille umstellt sah, dadurch zu retten versucht, daß er einen langen Bauernkittel über seinen Schnürrock zog und sich im Garten mit dem Spaten in der Hand zu thun machte, aber die weiße Leibwäsche und die gespornten Reitstiefel verrieten ihn trotz der Verkleidung. Während auf dem Hof der Wagen für den Gefangnen angespannt wurde, stürzten plötzlich zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, aus dem Hause und beschworen mich unter Thränenausbrüchen und Beteuerung seiner Unschuld, die eine in polnischer, die andre in französischer Sprache, den Gefangnen, der ihr Gatte, ihr Vater sei, freizugeben. Ich setzte ihnen stürmischen Bitten ein kühles Nie rozomio entgegen; aber ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen, um diesen Thränen und Bitten gegenüber standhaft zu bleiben und mich der von der jungen schönen Polin mir drohenden Umarmung zu entziehen.

Unser Major führte ein eigentümliches Justizverfahren ein, das ihn der Weiköniglichkeit enthob, die Gefangnen nach der Festung Posen abzuliefern, von wo sie nach kurzem Aufenthalt in den Kasematten doch wieder freigelassen wurden. Er ließ nämlich den eingebrachten Gefangnen, nachdem er eine körperliche Züchtigung an ihnen hatte vollstrecken lassen, mit einer Auflösung von Höllestein, die für lange Zeit durch kein Waschen zu entfernen war, ein Ohrfläppchen schwarz brennen. Wurde einer der so gezeichneten bei einer Wunde wieder ergriffen, so ließ der Major die körperliche Züchtigung in verschärfter Weise wiederholen und demnächst auch den andern Ohrzipfel schwarz brennen. Wer mit zwei schwarzen Ohrzipfeln gefangen wurde, entging dem Arme des Gesetzes nicht mehr und wurde ohne Erbarmen nach Posen abgeliefert und in die Festungskasematten gesperrt, schon wegen seiner Dummheit, sagte der Major, sich dreimal fangen zu lassen. Obschon er mit diesem Verfahren die Grenzen seiner militärischen Befugnisse überschritt und sogar die Entrüstung der damals in Berlin tagenden preussischen Nationalversammlung erregte, hatte er sich doch durch sein eigenmächtiges Auftreten und Handeln in weitem Umkreise seines Standquartiers zu Pleschen unter polnischen und deutschen Einwohnern in solches Ansehen gesetzt, daß sich diese mit allen Klagen unter Umgehung der Gerichte und Behörden nur noch an ihn wandten und sogar in Familienangelegenheiten, bei Heiratsverträgen, Scheidungsklagen oder häuslichen Zwisten seinen Schiedsspruch anriefen und ohne Widerrede anerkannten. Als der Major v. G. die Stadt verließ, wo er nach der polnischen Insurrektion mehrere Monate lang als preussischer Pascha gewaltet hatte, widmeten ihm die deutschen sowie die polnischen Einwohner des Stadt- und des Landkreises von Pleschen einen Nachruf, worin sie ihm für die Gerechtigkeit dankten, die er unter ihnen jederzeit geübt habe. Major v. G. nahm bald darauf seinen Abschied und trat in die schleswig-holsteinische Armee, in der er sich als Generalmajor und Führer der Avantgarde (1850) rühmlich auszeichnete. Diese Art von Originalen ist in der letzten Zeit in der preussischen Armee ausgestorben; sie hatten bei aller äußern Rauheit und Dornigkeit doch ihre achtungswerten Seiten, denn wenn sie sich mit ihrer rücksichtslosen Energie auch öfters in den Mitteln vergrißen, so verfehlten sie doch selten den Zweck.

